

Leseprobe - aus Gisela Stupien "Drei Etappen"

Zusammen mit meiner Schwester Karin, sie war 4 Jahre älter als ich, übernahm ich seit meinem 10./11. Lebensjahr gänzlich die Reinigung der mütterlichen Wohnung. Meine Mutter saß nun noch öfter mit einer Tasse Bohnenkaffee und mit qualmender Zigarette am Tisch. Das tägliche Geschirr wurde von ihr in einer Schüssel mit heißem Wasser eingeweicht. War das Wasser nach dreißig Minuten kalt, nahm sie aus einem kochenden Kessel neues Wasser. Das wiederholte sich oft drei Mal, inzwischen rauchte sie eine nach der anderen. Am Tag waren es 40 Zigaretten.

Bohnenkaffee und Zigaretten waren zur damaligen Zeit teuer, und sie, als allein erziehende Mutter mit drei Kindern, hat sich diesen Luxus immer wieder gegönnt. Sie erhielt Wochenlohn, und zwei Tage vor dem Auszahlen hatte sie keinen Groschen mehr, und wir hungerten oft. Um den Hunger zu überlisten, erhitzte ich oft Zucker in einer Bratpfanne für Bonbons.

Dass wir die Pflichten einer Hausfrau übernahmen, war für meine Mutter angenehm, aber an ein Lob an uns kann ich mich nicht erinnern. Mit diesen zusätzlichen Aufgabe, die ich als Kind wahrzunehmen hatte, wurden meine Leistungen in der Schule immer schlechter.

Ende der 50er Jahre unterschieden sich die Hälften von Berlin schon im Blick eines Kindes. Der Westen war bunt, die Lichter leuchteten heller, die Menschen waren in neuere, farbenfrohe Garderobe gekleidet, die Frauen rochen nach Parfüm, der Osten war grau, dunkel und die Kleidung altmodisch. Ich freute mich auf jeden Sonntag mit meinem Vater. Am Konfirmationstag meiner Schwester hatte ich die Wahl, Familienfeier oder Besuch im Grunewald, ich nahm die S-Bahn.

Der 13. August des Jahres 1961 war ein Sonntag. Schon in der Nacht begann die Abriegelung der Grenzübergänge. Wir hörten in der mütterlichen Wohnung beim Frühstück die Nachrichten des Senders

RIAS, es gab Streuselkuchen. Als wir hörten, wie der Sprecher erklärte, Soldaten riegelten die Übergänge ab und Bauarbeiter hätten begonnen, die Sektorengrenze mit Zäunen aus Stacheldraht abzusperren, schauten wir uns entgeistert an, und ich verschluckte mich an meinem Kuchen. Das weiß ich heute noch wie damals, es war ein Tag herrlichsten Sonnenscheins mit strahlend blauem Himmel. Meine Schwester Karin kommentierte: „Dann kannst Du gar nicht mehr zu Deinem Vater!“

Es dauerte einige Augenblicke, bis ich – als 12jährige -die Tragweite dieser Worte erfasst hatte. Über eine Stunde saßen wir beisammen und versuchten uns vorzustellen, wie die Grenzabsperungen letztendlich aussehen würden. Meine Mutter gehörte erst seit ein paar Wochen zu den Grenzgängern, sie verdiente sich auf einer zweiten Arbeitsstelle im Westen der Stadt ein paar Mark hinzu, tauschte diese in einer Wechselstube in Ostmark, mit diesem Geld wurde im Osten eingekauft. Die Wechselstuben in Westberlin tauschten eine Westmark gegen in etwa zehn Ostmark. Ohne dieses zusätzliche Geld hätte der Ostberliner von seinem Ostlohn ansonsten bloß Miete und Grundnahrungsmittel bezahlen können.

In der heißen Sommerwoche gleich nach dem Mauerbau wurden in Ostberlin die Herde und Öfen in Gang gesetzt. Westliteratur verbrannte, die Menschen hatten Angst vor möglichen Hauskontrollen. Auch meine Mutter ließ ihre Groschenromane in Flammen aufgehen. Und mir war der Weg zu meinem Vater und seiner Familie versperrt.

Meine Schule befand sich in unmittelbarer Mauernähe. Vor dem Mauerbau verbrachten wir Kinder unsere Freistunden im Westen, an der Station Gesundbrunnen oder im Park Humboldtthain. Nun hörten wir im Klassenzimmer durch die offenen Fenster die Geräusche der Grenze, rollende Panzer, Kommandorufe, und ständig fuhren Lastkraftwagen mit Soldaten vorbei. Die Stimmung war gedrückt, wochenlang konnte sich niemand richtig auf die Schule konzentrie-

ren, hatten doch fast alle Elternteile, Großeltern, Tanten oder Onkel in Westberlin. Die verbliebenen Lehrer, die sich nicht noch schnell in den Westen abgesetzt hatten, änderten ihren Unterrichtsstil. Waren sie vor dem Mauerbau um Neutralität bemüht, verkündeten sie nun den Sieg des Sozialismus. Auf dem Pausenhof gab es nur ein Thema. Telefon war damals noch nicht verbreitet, der Kontakt wurde auf dem Postweg getätigt. Es dauerte allerdings in der Regel Tage, bis ein Brief oder ein Paket die Grenze passiert hatte. Bald kam unter der Schülerschaft Neid und Missgunst auf. Diejenigen, deren Verwandte im Westen wohlhabender waren, konnten angeben, denn bei ihnen gab es Schokolade, Kaffee, Petticoats und Nylonstrümpfe.

Als wir endlich auch einmal ein Paket bekamen, begleitete ich meine Mutter zur Poststelle. Der Geruch dort war umwerfend, ich wollte gar nicht weg. Aus Hunderten von Postsendungen aus dem Westen strömten Hunderte von Düften. Es roch nach Bananen, Kaffee, Orangen, Schokolade, Rosinen, Vanille, Tabakwaren ... Damals gab es noch keine Vakuumverpackungen, kein Stanniol, jedes Paket zeigte seinen Inhalt am Geruch – einen Teil jedenfalls, ein Brief war ja auch immer darin. Draußen vor dem Postamt jedoch gab es wieder nur den sozialistischen Einheitsmief.

Noch heute kennen die älteren Ostberliner den Ausdruck: „Schatz, ich reiße Dich auf wie ein Westpaket!“ Niemand, der sein Paket nach Hause gebracht hatte, zeigte beim Auspacken Geduld, jeder vibrierte vor Spannung, was denn noch alles außer dem Gerochenen drin war. Die Dankbarkeit über diese Hilfe der Verwandten verband die Familien über die Grenze und über Jahre hinweg. Auch die Westberliner lebten nicht im Überfluss, aber sie teilten das, was sie sich leisten konnten.

Die Verbundenheit der Familien ging im getrennten Berlin fremdartige Wege. Nach dem Bau der Mauer gab es keine Möglichkeit zu persönlichem Kontakt. In Westberlin schuf man Abhilfe, es wurden

direkt an der Mauer Hochstände gebaut, so dass die Westberliner über die Grenzwehr hinweg mit ihren im Osten wohnenden Angehörigen reden konnten. Zu diesen Treffen verabredete man sich mit entsprechendem Vorlauf brieflich, die Post brauchte in der getrennten Stadt bis zu zehn Tage, um über die Grenze zu kommen. Mein Vater benutzte diese Möglichkeit nie, ich weiß nicht, ob er es mir nicht antun wollte, auf diese Art unsere Trennung zu erleben, vielleicht hätte er es selber auch nicht verkraftet. Mein Vater schrieb mir in einem seiner Briefe die Worte, er hat eine Tochter und hätte doch keine. Seine letzten Briefe habe ich aufgehoben und ab und zu lese ich sie, zum wiederholten Mal.